



Fahime Farsaie

Integration als tägliche Chance

Vortrag auf dem internationalen Städtenetzwerk-Kongress am 18. September 2014 in Berlin



„Achtung, Achtung, halt, Hände hoch oder ich schieße! Feuer, Tod, verboten, verrecken“ – Das waren die ersten deutschen Wörter, die ich in meiner Kindheit und Jugendzeit wahrnahm. Dass ich in den sechziger Jahren das Privileg hatte, in Teheran den Originalklang dieser furchterregenden Ausdrücke zu hören, verdankte ich den amerikanischen Antikriegsfilmen, die ich im Kino oder im Konsulat dieses Landes gesehen hatte; Filme wie *Das Schloss in den Ardennen* von Regisseur Sydney Pollack, z. B. In diesem Film spielt der charmante Schauspieler Burt Lancaster die Rolle eines amerikanischen Majors, der gegen die deutschen Truppen verlustreich kämpft. Gefesselt verfolgte ich ebenfalls das abenteuerliche Ringen seines Kollegen John Wayne mit den deutschen Nazis im Film *The Sea Chase*.

Der drohende Beiklang dieser Wörter hatte sich mir damals so unauslöschlich ins Sprachgedächtnis geprägt, dass ich bewusst oder unbewusst eine innere Abneigung gegen die deutsche Sprache entwickelt habe und beschloss, nie meine Gefühle oder meine Gedankenwelt in dieser Sprache zum Ausdruck zu bringen.

Im Gegensatz zu mir huldigte mein Onkel, ein netter Mann und glühender Anhänger des deutschen Führers, dieser Sprache sowie den Deutschen und versuchte immer wieder, meinem „vorschnellen“ Entschluss entgegenzuwirken. Sich und seinen Schnurbart à la Hitler sorgfältig im Spiegel betrachtend, bemühte er sich immer wieder, mich von der Größe der Deutschen zu überzeugen – vergeblich. Das Bild des Paradieses, das angeblich der Führer für die Arier auf der Erde errichten wollte, verblasste in meiner Phantasie sehr schnell, nachdem ich z. B. durch russische Quellen über das KZ-System und das Grauen des Holocaust erfahren und die Nachkriegsliteratur aus Deutschland kennengelernt hatte. Dadurch wurden die scheinbaren Beweise meines Onkels völlig wirkungslos. Er sagte immer: „Was glaubst du, was dieses Land leistet und was Deutschland überhaupt ist? Das Tonbandgerät deiner Schwester z. B., auf dem du und sie das Lied Guantanamo aufgenommen habt und ständig hört, ist Made in Germany – Firma Grundig. Das Fahrrad deines Bruders, mit dem er großspurig die Straße rauf und runter fährt, heißt Hercules, also wieder ein deutsches Fabrikat. Selbst die Großmutter schneidet das Gemüse mit einem Messer aus Deutschland – Firma Zwilling. Du hast überhaupt keinen Grund, skeptisch zu sein. Frag selbst deine Großmutter.“

„Hände hoch oder ich schieße!“

Meine Großmutter, die wahrscheinlich kaum etwas von den Ausführungen ihres Sohnes verstanden hatte, antwortete ihm

immer ausweichend abschlägig und sagte: „Mach diese Hühnerkacke von deiner Oberlippe weg. Es ist so widerlich, dass man dich nicht mal ansehen mag!“ Richtig oder falsch, hab ich ihre Reaktion oft als Bestätigung meiner ablehnenden Einstellung zur deutschen Sprache ausgelegt. Das war die Ironie des Schicksals, dass ich in einem entscheidenden Moment in meinem Leben ausgerechnet diese Sprache lernen musste. Das war in den achtziger Jahren nach der Revolution 1979 im Iran. In der Zeit hörte ich unwillkürlich ständig „Halt, Hände hoch oder ich schieße, Feuer, Tod, verboten, Blut, verrecken“, dieses Mal aber in meiner Muttersprache Persisch. Im Beiklang dieser furchteinjagenden Wörter hörte ich: Rette deine Haut, wenn du nicht noch einmal ins Gefängnis gesteckt werden willst.

Das wollte ich auf gar keinen Fall. Diese furchtbare Erfahrung habe ich einmal unter dem Schah-Regime als Jura-Studentin und angehende Schriftstellerin wegen der Veröffentlichung einer Liebesgeschichte sammeln müssen. Und das war mir mehr als genug. Schweren Herzens habe ich mich für das kleinere Übel entschieden. Nach London oder an die Westküste Amerikas, wo ich eine Weile Ende der siebziger Jahre gelebt und als Journalistin gearbeitet hatte, konnte ich nicht, weil ich keinen gültigen Reisepass besaß. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion flüchtete ich mit meiner damals zweijährigen Tochter aus meinem Mutterland, wie es so schön bei uns heißt, ohne zu wissen wohin und wie es weitergehen sollte.

Am Ende dieser ungefähr einmonatigen Odyssee sind wir zufällig Mitte der achtziger Jahre in Berlin gelandet. Man konnte überall Schilder sehen wie Halt, verboten, Achtung und Feuer, die in mir schreckliche Kindheitserinnerungen an die amerikanischen Antikriegsfilme und auch an die überstandenen bitteren Erlebnisse auf der Flucht hervorriefen. Verzweifelt habe ich meine Freunde in Frankreich gebeten, prüfen zu lassen, ob ich weiter nach Paris ziehen konnte. Wenn ich im Exil erneut eine



fremde Sprache lernen muss, dann Französisch, die Sprache der Liebe, dachte ich damals. Während ich ungeduldig auf das Ergebnis der gesetzlichen Überprüfung in Frankreich wartete, war die Erfüllung meiner sogenannten mütterlichen Pflichten die beste Ablenkung, die ich verantwortungsbewusst ausübte und fast alle Wünsche meiner Tochter zu erfüllen versuchte, um ihr den ohnehin unangenehmen Alltag in einer fremden Umgebung erträglicher zu machen. Ich habe mit ihr Zeichentrickfilme im Fernsehen angeschaut. Für mich bedeutete das allerdings, mich wieder gezwungenermaßen mit der deutschen Sprache beschäftigen zu müssen. Diesmal bemühte ich mich aber aus Rücksicht auf meine Tochter, meine innere Abneigung zu überwinden und dem Deutschen offen zu begegnen. Leichter gedacht als getan.



Abb. 1: Fahime Farsaie am 18. September 2014 in der Berliner Kalkscheune

Nach einer Weile glaubte ich dennoch, das Betonungssystem im Deutschen annähernd verstanden zu haben und vor allem die Wörter einzeln auseinanderhalten zu können. In dieser von mir erstellten linguistischen Einordnung haben mich die berüchtigten Konsonantenhäufungen und die wechselnde Tonhöhe beim Sprechen weniger beeindruckt als das nichterschöpfbare Potenzial der Wortbildungsstruktur, also die Komponente, die dem Deutschen einen ausdrucksstarken Charakter verleiht und mich zur endgültigen Versöhnung mit dieser Sprache verführt hat.

Sprache als Kultur

Ich erinnere mich immer noch an den Moment, an dem ich dieses Merkmal bewusst wahrnahm: Obwohl ich bis dahin die deutschen Wörter eher als eine Ansammlung von Vokalen und Konsonanten, von An- und Knacklauten, also eine Art linguistischer Geräuschkulisse wahrnahm, glaubte ich, die Grenze jedes Ausdruckes ausmalen zu können. Ein Wort aber, das ich von einer Nachrichtensprecherin hörte, relativierte meinen Anspruch. Die Tagesschausprecherin musste bei der Aussprache dieses einzigen Wortes, das sich wie eine endlose Kette von allen möglichen linguistischen Elementen anhörte, ihre geschulten Stimmbänder voll zum Einsatz bringen. Da ich

weder den Anfang noch das Ende dieses Wortsalates erahnen konnte, habe ich meine Bekannte, die neben mir saß, gebeten, es langsam und deutlich auszusprechen: Einwilligungs- und Schweigepflichtentbindungserklärung lautet das Wort. Die Bekannte, eine Dolmetscherin, musste acht lange Sätze verwenden, um mir deren Bedeutung auf Persisch zu erklären.

Acht lange Sätze für die Definition eines einzigen Wortes, das aus 55 Buchstaben bestand? Was für eine solide und schöpferisch ausbaufähige Sprache, dachte ich damals, nicht nur als Schriftstellerin, sondern auch als Juristin. Was für eine bunte, grenzenlose und magische Welt würde sich mir öffnen, wenn ich diese Sprache lernen könnte. Seitdem bemühe ich mich jeden Tag, die Reichweite dieser Sprachwelt zu erkunden und merke, wie Deutsch mein Denken heimlich ändert und formt sowie die grundlegenden Dimensionen meiner Erfahrungen und Beziehungen zu den anderen, zu den abstrakten Konzepten wie Liebe, Freundschaft und Solidarität prägt. Was früher beim anfänglichen Lernen dieser Sprache Furcht und Irritation in mir hervorgerufen hat, weist sich heute als eine Art unersetzbarer Bereicherung aus, die an der Schnittstelle meines Wesens zwischen meinem Wahrnehmen und Denken sowie meinem Handeln steht.

Zusammenhaltende Kraft der Vielfalt

Das gibt mir in dieser Gesellschaft nicht nur eine Stimme, sondern fördert bekanntlich auch eine nachsichtige Kommunikation mit anderen Menschen, die aus mir nicht vertrauten Kulturen stammen. Dass dieser respekt- und rücksichtsvolle Umgang miteinander zum unschätzbaren Zusammenhalt der Gesellschaft führt, brauche ich nicht zu betonen, wohl aber, dass nur solche Gesellschaften verstanden haben, was uns überhaupt zum Menschen macht.

Als Mensch und Frau mit nicht deutscher Herkunft wurde mir angst und bange, als ich von den Ergebnissen der Europawahl und dem Zulauf der Rechtspopulisten auf diesem Kontinent erfuhr. Dass es gerade heute, in der Zeit der Globalisierung, noch unzählige Menschen gibt, die u.a. von Hitlers Schnurrbart und seiner Weltanschauung träumen, ist für mich nicht nachvollziehbar. Um diesen Menschen nachvollziehbar zu machen, dass wir beides, sowohl die Hühnerkacke über der Oberlippe, als auch die damit verbundene Gesinnung wie die Generation meiner Großmutter widerlich finden, brauchen wir nur eins: die zusammenhaltende Kraft der Vielfalt.

Fahime Farsaie, Schriftstellerin

Geboren in Teheran/Iran, studierte Kunstgeschichte und Jura, seit 1970 Korrespondentin und Redakteurin auch in London, 1983 Exil in der BRD. Mitglied des Internationalen P.E.N.-Zentrums und des Deutschen Schriftsteller-Verbandes. Sie lebt heute in Köln und arbeitet u.a. für die Deutsche Welle.